

HEYNE <

Das Buch

Das Jesus-Papier erfüllt den Vatikan mit Schrecken. Hitler verfolgt damit grausige Pläne, und Churchill lässt nichts unversucht, es in seinen Besitz zu bringen. Einmal in der Hand eines Mächtigen, würde die Schrift einen gewaltigen heiligen Krieg nach sich ziehen. Deshalb sehen sich orthodoxe Mönche gezwungen, das Dokument in Sicherheit zu bringen. Doch seine Reise wird von Morden begleitet, der Behüter des Schatzes wird zum Gejagten. Die Machthungrigen gehen für das Papier über Leichen, denn es wird klar, dass dieses Dokument eine wirksamere Waffe darstellt als hundert Armeen. Die Jagd, die Anfang des Jahrhunderts begann, zieht sich hinein bis in unsere Tage.

Der Autor

Robert Ludlums Romane wurden in über dreißig Sprachen übersetzt und er gilt als »größter Thrillerautor aller Zeiten« (*The New Yorker*). Robert Ludlum verstarb im März 2001 in seiner Heimatstadt Naples, Florida. Die Romane aus seinem Nachlass erscheinen bei Heyne.

Lieferbare Titel

Der Tristan-Betrug – Die Paris-Option – Das Genessee-Komplott – Das Bourne-Imperium – Das Sigma-Protokoll – Der Gandolfo-Anschlag – Der Janson-Befehl – Der Cassandra-Plan – Die Bourne-Identität – Der Prometheus-Verrat – Der Altman-Code – Der Ikarus-Plan – Die Lennox-Falle – Das Scarlatti-Erbe

Robert Ludlum

Das Jesus Papier

Roman

**Aus dem Amerikanischen
von Heinz Nagel**

**WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN**

Titel der Originalausgabe GEMINI CONTENDERS



Verlagsgruppe Random House
FSC-DEU-0100

Das für dieses Buch verwendete
FSC-zertifizierte Papier *München Super*
liefert Mochenwangen.

2. Auflage

Vollständige Deutsche Taschenbuchausgabe 02/2006

Copyright © 1976 by Robert Ludlum

Copyright © 1982 der deutschsprachigen Ausgabe by

Wilhelm Heyne Verlag GmbH & Co. KG, München

Copyright © 2006 dieser Ausgabe by

Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Printed in Germany 2006

Umschlagillustration: © CORBIS und © Elio Ciol/CORBIS

Umschlagdesign: © Nick Castle

Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck

ISBN-10: 3-453-43172-3

ISBN-13: 978-3-453-43172-0

<http://www.heyne.de>

Für Richard Marek, meinen Verleger

Brillanz im Mantel großen Humors. Einsicht, die weit über die
Fantasie eines jeden Schreibers hinausgeht. Ganz einfach der
Beste, den es gibt.

Und für die reizende Margot, die allem die Krönung verleiht.

Erstes Buch

Prolog

9. DEZEMBER 1939
SALONIKI, GRIECHENLAND

Die Lastkraftwagen quälten sich, einer nach dem anderen, in der Morgendämmerung die steile Straße hinauf. Jeder fuhr, oben angelangt, ein wenig schneller. Die Fahrer drängte es, in die Dunkelheit der nach unten führenden Landstraße, die sich in die Wälder hineinschnitt, zurückzukehren.

Und doch mußten die Fahrer der fünf Lastwagen ihre Besorgnis zügeln. Keiner durfte zulassen, daß sein Fuß von der Bremse glitt oder das Gaspedal zu tief niedertrat. Sie mußten die Augen zusammenkneifen, alle Sinne schärfen, bereit sein für ein plötzliches Anhalten, eine unerwartete Kurve, die vor ihnen aus der Nacht auftauchte.

Es war finster, und die Scheinwerfer waren nicht eingeschaltet. Die Kolonne bewegte sich nur im grauen Licht der griechischen Nacht. Tiefhängende Wolken filterten den schwachen Schein des Mondes.

Die Fahrt war eine Übung in Disziplin. Und Disziplin war diesen Fahrern nicht fremd, auch nicht den Männern, die neben den Fahrern saßen.

Jeder war ein Priester. Ein Mönch. Ein Angehöriger des Xenope-Ordens, der strengsten Mönchsbrüderschaft unter dem Patriarchat Konstantins. Blinder Gehorsam paarte sich mit völliger Selbstsicherheit; sie waren bis zum Augenblick des Todes diszipliniert.

Im vordersten Fahrzeug zog der junge, bärtige Priester seine Kutte aus. Darunter trug er Arbeiterkleidung, ein dickes Hemd und Hosen aus schwerem Stoff. Er rollte die Kutte zusammen und verstaute sie hinter dem hochlehnigen Sitz. Dann meinte er zu dem Fahrer gewandt: »Jetzt sind es höchstens noch achthundert Meter. Der Weg verläuft gute hundert Meter parallel zur Straße. Das sollte genügen.«

»Wird der Zug dort sein?« fragte der kräftig gebaute Mönch, der Mitte der Vierzig sein mochte, und kniff die Augen in der Finsternis zusammen.

»Ja. Vier Güterwagen und ein Maschinist. Keine Heizer. Auch keine anderen Männer.«

»Dann wirst du schaufeln«, sagte der ältere Priester und lächelte, ein Lächeln, das seine Augen nicht erreichte.

»Ich werde schaufeln«, erwiderte der jüngere Mann ausdruckslos. »Wo ist die Waffe?«

»Im Handschuhkasten.«

Der Priester in Arbeiterkleidung griff nach vorn und löste die Verriegelung am Armaturenbrett. Der Deckel öffnete sich. Dem Fach entnahm er eine schwere, großkalibrige Pistole. Geschickt ließ der Priester das Magazin aus dem Kolben gleiten, überprüfte die Munition, dann schnappte der Ladestreifen wieder zurück. Das metallische Geräusch hatte etwas Endgültiges.

»Ein wirksames Instrument. Italienisch, nicht wahr?«

»Ja«, antwortete der ältere Priester, ohne näher darauf einzugehen, sah man von der Trauer ab, die in seiner Stimme mitklang.

»Das paßt. Wahrscheinlich ist das sogar ein Segen.« Der jüngere Mann schob sich die Waffe in den Gürtel. »Du wirst seine Familie verständigen?«

»So hat man es mir befohlen.« Es war offenkundig, daß der Fahrer noch etwas sagen wollte, aber er hielt sich zurück. Stumm spannten seine Hände sich fester um das Steuer, als es notwendig gewesen wäre.

Einen Augenblick lang brach der Mond durch die nächtlichen Wolken und beleuchtete die durch den Wald führende Straße.

»Ich habe als Kind hier gespielt«, sagte der Jüngere. »Ich lief damals in den Wäldern umher und machte mich in den Bächen naß – und dann trocknete ich in den Berghöhlen ab und tat so, als hätte ich Visionen. Ich war in diesen Bergen glücklich. Unser Herrgott hat es gewollt, daß ich sie wiedersehe. Er ist gnädig. Und freundlich.«

Der Mond verschwand. Die Finsternis wirkte undurchdringlicher als zuvor.

Die Lastwagen bogen in eine weite Kurve nach Westen. Der Wald wurde lichter, und in der Ferne konnte man undeutlich die Umrisse von Telegrafmasten sehen, schwarze Stangen, die sich vor der grauen Nacht abzeichneten. Die Straße führte wieder geradeaus, wurde breiter und vereinigte sich mit einer Lichtung, die von einem Wald zum anderen vielleicht hundert Meter breit war. Eine flache, unfruchtbare Zone von Hügeln und Wäldern. In

der Mitte der Lichtung, von der Finsternis dahinter halb verdeckt, stand der Zug.

Unbewegt, aber nicht ohne Bewegung. Aus der Lokomotive kräuselte Rauch in den Nachthimmel.

»In der alten Zeit«, sagte der junge Priester, »haben die Bauern ihre Schafe hierhergetrieben und ihre Ernte hergekarrt. Es ging immer ziemlich durcheinander, hat mein Vater mir erzählt. Dauernd gab es Streit darüber, was wem gehörte. Es gab da lustige Geschichten . . . Da ist er!«

Der Strahl der Taschenlampe schoß aus der Schwärze heraus. Er kreiste zweimal, dann richtete sich der weiße Lichtkegel auf den letzten Güterwagen. Der Priester in Arbeiterkleidung zog eine dünne Lampe aus der Hemdtasche, hielt sie vor sich und drückte den Knopf exakt zwei Sekunden lang. Der Widerschein von der Windschutzscheibe des Lastwagens beleuchtete kurz den engen Raum. Die Augen des jüngeren Mannes wanderten schnell zum Gesicht seines Mönchsbruders. Er sah, daß sein Begleiter sich auf die Lippen gebissen hatte. Ein dünner Blutfaden rann ihm über das Kinn und versickerte in dem kurzgestutzten grauen Bart.

Es gab keinen Anlaß, sich dazu zu äußern.

»Fahr an den dritten Wagen. Die anderen werden dann wenden und mit Ausladen beginnen.«

»Ich weiß«, sagte der Fahrer ohne Ausdruck. Er drehte das Steuer leicht nach rechts und fuhr auf den genannten Güterwagen zu.

Der Maschinist, er trug einen Overall und eine Mütze aus Ziegenfell, kam auf den Lastwagen zu, als der junge Priester die Tür öffnete und auf den Boden sprang. Die zwei Männer sahen einander an und umarmten sich.

»Ohne deine Kutte siehst du ganz anders aus, Petride. Ich hatte ganz vergessen, wie du aussiehst . . .«

»Ach, hör auf. Vier Jahre von siebenundzwanzig machen ja nun keinen Unterschied.«

»Wir sehen dich nicht oft genug. Alle in der Familie haben schon darüber gesprochen.« Der Maschinist nahm die großen, schwieligen Hände von den Schultern des Priesters. Der Mond brach durch die Wolken. In seinem Licht konnte man das Gesicht des Zugführers sehen. Es war ein starkes Gesicht, den Fünfzig näher als den Vierzig. Das Gesicht eines Mannes, der sich viel im Freien aufhielt und seine Haut dem Wind und der Sonne aussetzte.

»Wie geht es Mutter, Anaxas?«

»Gut. Sie wird mit jedem Monat schwächer, aber sie ist noch recht munter.«

»Und deiner Frau?«

»Sie ist wieder schwanger. Diesmal lacht sie nicht. Sie macht mir Vorwürfe.«

»Das sollte sie auch. Du bist ein lüsterner alter Hund, Bruder. Aber ein treuer Diener der Kirche, wie ich mit Freuden bemerke.« Der Priester lachte.

»Ich werd' ihr sagen, daß du das gesagt hast«, sagte der Maschinist. Er feixte.

Einen Augenblick lang herrschte Schweigen, ehe der junge Mann Antwort gab. »Ja, sag es ihr.«

Er wandte sich um, um zu sehen, was sich bei dem Güterwagen tat. Die Ladetüren waren inzwischen geöffnet worden. In ihrem Inneren hatte man Laternen aufgehängt, deren gedämpftes Licht für das Packen ausreichte, aber nicht hell genug war, um draußen aufzufallen. Die mit Kutten bekleideten Priester liefen schnell zwischen den Lastwagen und den Türen hin und her. Sie trugen Kisten, Behälter aus schwerem Karton mit Holzrahmen. Auf jeder Kiste waren deutlich das Kruzifix und die Dornen des Xenope-Ordens zu erkennen.

»Sind das die Lebensmittel?« erkundigte sich der Maschinist.

»Ja«, antwortete sein Bruder. »Obst, Gemüse, Dörrfleisch, Getreide. Die Grenzstreifen werden zufrieden sein.«

»Wohin dann?« Es war nicht erforderlich, deutlicher zu werden.

»Dieses Fahrzeug. Im Mittelteil des Wagens unter Tabaknetzen. Hast du die Späher aufgestellt?«

»Auf den Gleisen und der Straße, in beiden Richtungen auf fast zwei Kilometer. Keine Sorge. An einem Sonntagmorgen haben vor Tagesanbruch nur Priester wie ihr und Novizen etwas zu tun oder Anlaß, unterwegs zu sein.«

Der junge Priester sah zu dem vierten Güterwagen hinüber. Die Arbeit machte schnelle Fortschritte: Die Kisten wurden bereits im Wageninneren aufgestapelt. Der Mönch, sein Fahrer, blieb kurz im gedämpften Licht der Ladetür stehen. Er hielt einen Karton mit beiden Händen. Er wechselte Blicke mit dem jüngeren Mann und zwang sich dann, in die andere Richtung zu sehen, wieder auf den Karton, den er in den Güterwagen hinaufstemmte.

Pater Petride wandte sich seinem Bruder zu. »Als du den Zug übernahmst, hast du da mit jemandem gesprochen?«

»Nur mit dem Abfertigungsbeamten. Wir haben miteinander schwarzen Tee getrunken.«

»Was hat er gesagt?«

»Hauptsächlich Worte, mit denen ich dich beleidigen würde. Auf seinen Papieren stand, daß die Wagen von den Patres von Xenope auf dem Ladehof beladen werden sollen. Er hat keine Fragen gestellt.«

Pater Petride sah zu dem zweiten Güterwagen hinüber, der zu seiner Rechten stand. In wenigen Minuten würde alles fertig sein. Dann würden sie sich um den dritten Wagen kümmern können. »Wer hat die Lokomotive vorbereitet?«

»Heizer und Mechaniker. Gestern nachmittag. In den Befehlen stand, es handle sich um eine Ersatzmaschine. Das ist normal. Es gibt die ganze Zeit Defekte am fahrenden Gerät. In Italien lachen sie über uns . . . Natürlich habe ich selbst vor ein paar Stunden alles überprüft.«

»Könnte es sein, daß der Abfertigungsbeamte Anlaß haben könnte, den Ladehof anzurufen, wo wir angeblich die Wagen beladen?«

»Er schlief oder war zumindest beinahe eingeschlafen, als ich seinen Turm verließ. Der Plan der Morgenschicht setzt erst – der Maschinist blickte zu dem grauschwarzen Himmel auf – »er fängt erst in höchstens einer Stunde an. Er hat wirklich keinen Anlaß, jemanden anzurufen, es sei denn, im Radio würde ein Unfall gemeldet.«

»Man hat die Drähte kurzgeschlossen – Wasser in einem Sicherungskasten«, sagte der Priester schnell, als führte er ein Selbstgespräch.

»Warum?«

»Für den Fall, daß du Probleme gehabt hättest. Du hast wirklich mit sonst niemandem gesprochen?«

»Nein, wirklich, nicht einmal mit einem Landstreicher. Ich hab' mir jeden Wagen angesehen, um sicherzugehen, daß sich keine versteckt haben.«

»Du hast inzwischen unseren Zeitplan studiert. Was meinst du?«

Der Eisenbahner piffte leise und schüttelte den Kopf. »Ich glaube, ich staune, mein Bruder. Kann man so viel – so arrangieren?«

»Die Arrangements sind erledigt. Ich meine, wegen der Zeit? Das ist es, worauf es jetzt ankommt.«

»Wenn es keine Gleisschäden gibt, läßt sich die Geschwindigkeit einhalten. Die Grenzpolizisten in Bitola sind bestechlich, und ein griechischer Frachtzug in Banja Luka ist ein gefundenes Fressen. In Sarajevo oder Zagreb werden wir keine Schwierigkeiten bekommen. Die interessieren sich für größere Fische als Lebensmittel für die Religiösen.«

»Ich meine den Zeitplan, nicht die Schmiergelder.«

»Das kostet Zeit. Man muß feilschen.«

»Nur dann, wenn es Argwohn erwecken würde, nicht zu feilschen. Können wir Monfalcone in drei Nächten erreichen?«

»Wenn deine Arrangements erfolgreich sind, ja. Wenn wir Zeit verlieren, könnten wir das untertags ausgleichen.«

»Nur als letzte Zuflucht. Wir fahren nachts.«

»Du bist hartnäckig.«

»Wir sind vorsichtig.« Wieder sah der Priester weg. Die Wagons 1 und 2 waren sicher, der vierte würde im Laufe der nächsten Minute beladen und bepackt sein. Er wandte sich wieder seinem Bruder zu. »Glaubt die Familie, daß du einen Güterzug nach Korinth bringst?«

»Ja. Nach Navpaktos. Zu den Docks an der Meerenge von Patrai. Sie erwarten mich in frühestens einer Woche zurück.«

»In Patrai wird gestreikt. Die Gewerkschaften sind verärgert. Wenn du ein paar Tage länger bliebest, würden sie das verstehen.«

Anaxas musterte seinen Bruder scharf. Er schien verblüfft, wieviel der junge Priester über weltliche Dinge wußte. Seine Antwort kam zögernd. »Ja, sie würden das verstehen. Deine Schwägerin würde es verstehen.«

»Gut.« Die Mönche hatten sich neben Petrides Lastwagen versammelt und warteten auf Anweisungen. »Ich komme gleich zur Lokomotive.«

»Geht in Ordnung«, sagte der Eisenbahner und entfernte sich nach einem Blick auf die Priester.

Pater Petride zog die kleine Lampe aus der Hemdtasche und ging in der Dunkelheit auf die anderen Mönche zu. Er suchte den kräftig gebauten Mann heraus, der ihn gefahren hatte. Der Mönch begriff und trat ein paar Schritte beiseite, schloß sich Petride neben dem Fahrzeug an.

»Wir sprechen jetzt das letztemal«, sagte der junge Priester.

»Möge der Segen Gottes . . .«

»Bitte«, unterbrach Petride, »dafür ist jetzt keine Zeit. Du mußt dir jeden Schritt, den wir heute nacht hier tun, ganz genau einprägen. Alles. Es muß exakt wiederholt werden.«

»Das wird es. Dieselben Straßen, dieselbe Reihenfolge der Lastwagen, dieselben Fahrer, identische Papiere für den Grenzübergang nach Monfalcone. Nichts wird sich ändern, nur daß einer von uns fehlen wird.«

»So ist es der Wille Gottes. Zum größeren Ruhme Gottes. Das ist ein Privileg, dessen ich unwürdig bin.«

Die Ladeklappe des Lastwagens war mit zwei Vorhängeschlössern abgesperrt. Petride hatte einen Schlüssel, sein Fahrer den anderen. Gemeinsam steckten sie die Schlüssel in die Schlösser. Die Schlösser sprangen auf. Petride und der junge Priester hoben sie aus den stählernen Krampen, klappten diese nach oben und öffneten die Tür. Ganz oben an der Ladeluke hing eine Laterne.

Im Inneren des Wagens standen die Kisten mit dem Zeichen des Kruzifixes und der Dornen auf den Brettern. Die Mönche begannen sie herauszuholen, wobei sie sich wie Tänzer bewegten – ihre Kutten schienen in dem gespenstischen Licht zu fließen. Sie trugen die Kisten zur Ladetür des dritten Güterwagens. Zwei Männer sprangen in den Güterwagen und begannen, am hinteren Ende die Kisten aufzustapeln.

Einige Minuten später war der Lastwagen zur Hälfte entladen. In der Mitte der Ladebrücke, etwas von den Kartons entfernt, die sie umgaben, stand eine einzelne Kiste, die mit schwarzem Tuch verhängt war. Sie war etwas größer als die Lebensmittelkisten und nicht von rechteckiger Form. Es handelte sich vielmehr um einen Würfel: neunzig Zentimeter hoch, neunzig Zentimeter breit und neunzig Zentimeter tief.

Die Priester sammelten sich im Halbkreis vor der offenen Ladetür des Lastwagens. Das Mondlicht mischte sich in den gelben Schein der Laterne. Der Effekt der seltsamen Beleuchtung, der an eine Höhle erinnernde Lastwagen und die mit Kutten bekleideten Gestalten ließen Pater Petride an eine Katakomben tief unter der Erde denken, eine Katakomben, die die echten Kreuzreliquien enthielt.

Die Wirklichkeit unterschied sich davon nicht sehr. Nur daß das, was in der stählernen Box eingeschlossen war – denn um eine solche handelte es sich –, unendlich bedeutungsvoller als das versteinerte Holz des Kruzifixes war.

Einige der Mönche hatten die Augen im Gebet geschlossen, andere starrten die mit dem schwarzen Tuch verhängte Kasette an, von der Anwesenheit des heiligen Gegenstandes gleichsam versteinert. Sie hatten aufgehört zu denken, und ihr Glaube bezog seine Nahrung von dem, was sie in der sargähnlichen Kiste glaubten, die selbst eine Art Katafalk war.

Petride beobachtete sie. Er hatte das Gefühl, nicht zu ihnen zu gehören, und das war, wie es sein sollte. Seine Gedanken galten einem Ereignis, das nur Stunden in seiner Vergangenheit zu liegen schien, obgleich es doch in Wirklichkeit sechs Wochen waren. Man hatte ihn von den Feldern hereinbeordert und in die weißen Steingemächer des Kirchenältesten von Xenope geführt. Man hatte ihn zu ihrem Heiligen Vater gebracht. Mit dem alten Prälaten befand sich noch ein weiterer Priester im Raum, sonst niemand.

»Petride Dakakos«, hatte der heilige Mann hinter seinem dicken, hölzernen Tisch begonnen, »man hat dich unter all den anderen in Xenope für die schwierigste Aufgabe deiner Existenz ausgewählt. Zum größeren Ruhme Gottes und zur Bewahrung der christlichen Vernunft.«

Der zweite Priester war vorgestellt worden, ein asketisch aussehender Mann mit großen, durchdringenden Augen. Er sprach langsam und präzise: »Wir sind die Hüter einer Grabkammer, eines Sarkophags, wenn du so willst, der über fünfzehnhundert Jahre tief in der Erde verschlossen ruhte. In jener Kammer befinden sich Dokumente, die die christliche Welt zum Einsturz bringen könnten, so verheerend sind diese Schriften. Sie sind der allerletzte Beweis unseres geheiligten Glaubens, und doch, würden sie bekannt werden, so würde das eine Religion gegen die andere treiben, eine Sekte gegen die andere, ganze Völker würden gegeneinander aufstehen. In einem heiligen Krieg . . . Der deutsche Konflikt beginnt sich auszubreiten. Die Schatzkammer muß aus Griechenland herausgebracht werden, denn Gerüchte um ihre Existenz sind seit Jahrzehnten im Umlauf. Die Suche danach würde ebenso gründlich sein wie die Jagd nach Mikroben. Es sind Vorkehrungen getroffen, um diesen Schatz an einen Ort zu bringen, wo niemand ihn finden wird. Ich sollte vielleicht sagen, der größte Teil der Vorkehrungen ist getroffen. Du bist der letzte Baustein.«

Man hatte ihm die Reise erklärt. Die Vorkehrungen. In all ihrem Glanz. Und ihrem Schrecken.

»Du wirst nur mit einem Mann in Verbindung sein: Savarone Fontini-Cristi, ein großer *Padrone* von Norditalien, der auf den weiten Ländereien von Campo di Fiori lebt. Ich selbst bin dorthin gereist und habe mit ihm gesprochen. Er ist ein außergewöhnlicher Mann, von einer Integrität ohnegleichen und der Sache der Freiheit in höchstem Maße ergeben.«

»Gehört er der römischen Kirche an?« hatte Petride ungläubig gefragt.

»Er gehört keiner Kirche an und doch allen Kirchen. Er ist eine starke Kraft für Männer, die für sich selbst denken wollen. Er ist der Freund des Xenope-Ordens. Er wird den Schatz verbergen – du und er ganz allein. Und dann wirst du . . . Aber dazu kommen wir später. Für dich ist es ein großes Privileg unter den Menschen.«

»Ich bin meinem Gott dankbar.«

»Das solltest du auch, mein Sohn«, sagte der Heilige Vater von Xenope und starrte ihn an. »Wir wissen, daß du einen Bruder hast. Er ist Maschinist bei der Eisenbahn.«

»So ist es.«

»Vertraust du ihm?«

»Mit meinem ganzen Leben. Er ist der beste Mann, den ich kenne.«

»Du sollst in die Augen des Herrn blicken«, sagte der Heilige Vater, »und du wirst nicht schwanken. In Seinen Augen wirst du die vollkommene Gnade finden.«

»Ich danke meinem Gott«, sagte Petride noch einmal.

Er schüttelte den Kopf und blinzelte, verdrängte die Reflexionen aus seinem Bewußtsein. Die Priester standen immer noch reglos neben dem Lastwagen. Geflüsterte Gesänge klangen in der Finsternis von sich schnell bewegenden Lippen zu ihm herüber.

Jetzt war nicht die Zeit zur Meditation oder zum Gebet. Jetzt war für nichts Zeit, nur für schnelle Bewegung – um die Befehle des Xenope-Ordens auszuführen. Petride schob mit einer leichten Handbewegung die Priester vor sich auseinander und sprang auf den Lastwagen. Er wußte, weshalb man ihn ausgewählt hatte. Er war zu solcher Härte fähig. Der Heilige Vater von Xenope hatte ihm das eindeutig klargemacht.

Es war eine Zeit für Männer wie ihn.

Mochte Gott ihm verzeihen.

»Kommt«, sagte er mit leiser Stimme zu den anderen, die unten warteten. »Ich brauche Hilfe.«

Die dem Lastwagen am nächsten stehenden Mönche sahen einander unsicher an. Dann stiegen hintereinander fünf Männer auf die Ladebrücke.

Petride entfernte das schwarze Tuch, das den Schatz bedeckte. Darunter war das heilige Gefäß in dicke Wellpappe und einen hölzernen Rahmen gehüllt, und die aufgepinselten Symbole von Xenope ähnelten, abgesehen von der Größe und Form, denen auf all den anderen Kisten. Aber damit hörte die Ähnlichkeit auf. Es bedurfte sechs starker Rücken, die sich alle die größte Mühe geben mußten, um den Behälter an den Rand der Ladebrücke zu schieben und zu zerren und dann hinüber in den Güterwagen zu befördern.

Kaum war die schwere Kiste an Ort und Stelle, als wieder die an Tanz erinnernde Aktivität begann. Petride blieb in dem Güterwagen und ordnete Kisten so an, daß sie den heiligen Gegenstand verbargen, ihn als einen unter vielen erscheinen ließen. Nichts Ungewöhnliches, nichts, das einem ins Auge fiel.

Endlich war der Güterwagen voll. Petride zog die Türen zu und legte das eiserne Vorhängeschloß ein. Er sah auf das Radiumzifferblatt seiner Armbanduhr. Sie hatten acht Minuten und dreißig Sekunden gebraucht.

Das mußte sein, dachte er, und doch ärgerte es ihn: Seine Priesterkollegen knieten auf dem Boden nieder. Ein junger Mann – jünger als er, ein kräftig gebauter Serbokroate, der gerade erst seine Novizenzeit abgeschlossen hatte – konnte nicht an sich halten. Während ihm die Tränen über die Wangen rannen, begann der junge Priester den Gesang von Nicaea. Die anderen stimmten ein, und auch Petride kniete nieder, so wie er war in seiner Arbeitskleidung, und lauschte den heiligen Worten.

Doch er sprach sie nicht. Dafür war keine Zeit. Begriffen die das denn nicht?

Was geschah da mit ihnen? Um den Geist von den heiligen Gesängen abzulenken, griff er unter sein Hemd und betastete den Lederbeutel, der ihm um die Brust geschnallt war. In dieser dünnen und dennoch unbequemen Tasche waren die Befehle, die ihn über Hunderte von Kilometern Unsicherheit führen würden. Siebenundzwanzig Blätter Papier. Die Tasche war sicher; die Riemen schnitten ihm in die Haut.

Als das Gebet beendet war, erhoben sich die Priester von Xenope stumm. Petride stand vor ihnen, und jetzt trat einer nach dem anderen auf ihn zu, umarmte ihn und hielt ihn in Liebe

umfängen. Der letzte war sein Fahrer, sein bester Freund im ganzen Orden. Die Tränen, die in seinen Augenwinkeln standen und über sein kräftiges Gesicht rollten, sagten alles, was es zu sagen gab.

Die Mönche liefen zu den Lastwagen zurück. Petride rannte zum vorderen Ende des Zuges und stieg auf die Lokomotive. Er nickte seinem Bruder zu, worauf dieser an seinen Hebeln und Drehrädern zu hantieren begann. Mahlende Geräusche von Metall auf Metall erfüllten die Nacht.

Binnen weniger Minuten rollte der Güterzug mit hoher Geschwindigkeit dahin. Die Reise hatte begonnen. Die Reise zum größeren Ruhm eines allmächtigen Gottes.

Petride hielt sich an einer Eisenstange fest, die aus der Wand herausragte. Er schloß die Augen und genoß es, wie das hämmernde Vibrieren und der pfeifende Wind seine Gedanken betäubten – und seine Ängste.

Als er die Augen aufschlug – ganz kurz –, sah er, wie sein Bruder sich aus dem Fenster hinauslehnte, die kräftige rechte Hand am Fahrthebel, den Blick starr auf die Gleise vor ihnen gerichtet.

Anaxas der Starke nannten ihn alle. Aber Anaxas war mehr als nur stark; er war gut. Als ihr Vater starb, war es Anaxas, der in die Docks gegangen war – ein hünenhafter Junge von dreizehn Jahren – und die langen, harten Schichten gearbeitet hatte, die ausgewachsene Männer in die Erschöpfung trieben. Das Geld, das Anaxas nach Hause brachte, hielt sie alle zusammen, ermöglichte es seinen Brüdern und Schwestern, sich eine geeignete Schule auszuwählen, und ein Bruder erhielt noch mehr. Nicht um der Familie, sondern um des größeren Ruhmes Gottes willen.

Der Herrgott erprobte die Menschen. Und Er erprobte sie jetzt.

Petride beugte den Kopf, und die Worte brannten sich in sein Gehirn ein und kamen in einem Flüstern aus seinem Mund, das keiner hören konnte.

Ich glaube an den einen Gott, den Allmächtigen Vater, Schöpfer aller Dinge, seien sie sichtbar oder unsichtbar, und an einen Herrn, Jesus Christus, Lehrer, Sohn Gottes, einziges Kind des Vaters. Gott Gottes, Licht des Lichtes, erzeugt, nicht geschaffen . . .!

Sie erreichten die Ausläufer von Edhessa. Unsichtbare, unbeugte Hände legten eine Weiche um, und der Güterzug von Saloniki polterte in die nördliche Finsternis. Die jugoslawische

Grenzpolizei in Bitola war ebenso stark an griechischen Nachrichten wie an griechischer Bestechung interessiert. Der Konflikt im Norden griff schnell um sich, die Heere Hitlers waren Armeen von Wahnsinnigen. Und als nächstes würde der Balkan fallen, jeder sagte das. Und die Italiener, auf die sich nie jemand verlassen konnte, erfüllten die Piazzas und hörten dem Kriegsgeschrei zu, das der wahnsinnige Mussolini und seine geckenhaften *Fascisti* verbreiteten. Überall sprach man von Invasion.

Die Slawen nahmen einige Kisten mit Obst an – das Obst von Xenope war das beste in ganz Griechenland – und wünschten Anaxas mehr Glück, als sie glaubten, daß er haben würde, besonders, da sein Reiseziel im Norden lag.

In der zweiten Nacht jagte der Zug nach Norden, bis Mitrovica erreicht war. Der Xenope-Orden hatte gute Arbeit geleistet: Ein Schienenstrang, auf dem kein Zug eingeteilt war, wurde freigegeben, und der Güterzug von Saloniki rollte nach Osten weiter nach Sarajevo, wo ein Mann aus den Schatten hervortrat und mit Petride sprach.

»In zwölf Minuten wird die Weiche umgestellt. Sie fahren dann nach Norden, nach Banja Luka. Tagsüber bleiben Sie auf dem Güterbahnhof. Er ist sehr überfüllt. Bei Einbruch der Nacht wird man mit Ihnen Verbindung aufnehmen.«

Auf dem überfüllten Güterbahnhof von Banja Luka kam Punkt Viertel nach sechs Uhr abends ein Mann, der mit einem Overall bekleidet war, auf sie zu. »Sie haben gute Arbeit getan«, sagte er zu Petride. »Nach den Laufplänen des Einsatzbeamten existieren Sie nicht.«

Um sechs Uhr fünfunddreißig wurde ein Signal gegeben. Eine weitere Weiche wurde gestellt, und der Zug von Saloniki rollte auf die Gleise nach Zagreb.

Um Mitternacht – sie hatten inzwischen das Bahnhofsgelände von Zagreb erreicht – überreichte ein anderer Mann, der wieder aus den Schatten hervortrat, Petride einen langen Umschlag. »Das sind die Papiere. Das *Ministro di Viaggio des Duce* hat sie unterzeichnet. In den Papieren steht, daß Ihr Zug zur venezianischen *Ferrovía* gehört. Das ist der ganze Stolz Mussolinis. Niemand hält einen solchen Zug an. Sie machen halt in der Station Sezana und gehen dann auf die *Ferrovía* aus Triest. Die Grenzpatrouillen von Monfalcone werden Ihnen keine Schwierigkeiten machen.«

Drei Stunden später warteten sie auf den Gleisen von Sezana, und ihre schwere Lokomotive dampfte leise vor sich hin. Petride

saß auf der Einsteigtreppe und sah Anaxas zu, wie er an den Ventilen und Hebeln hantierte.

»Du bist wirklich bemerkenswert«, sagte er und meinte das Kompliment ganz wörtlich.

»Das ist nur ein kleines Talent«, erwiderte Anaxas. »Man braucht keine besondere Ausbildung dazu, man muß es nur immer wieder tun.«

»Ich finde, das ist ein hervorragendes Talent. Ich könnte das nie.«

Sein Bruder blickte zu ihm hinunter. Der rote Widerschein des Kohlenfeuers beleuchtete sein breites Gesicht mit den weit auseinanderliegenden Augen, die so fest und so stark und doch so freundlich blickten. Er war ein Bulle von einem Mann, dieser Bruder. Ein anständiger Mann.

»Du würdest alles fertigbringen«, sagte Anaxas ein wenig verlegen. »Du hast den Kopf für Gedanken und Worte, die weit über das hinausgehen, was ich verstehe.«

»Das ist Unsinn.« Petride lachte. »Es hat einmal eine Zeit gegeben, da hast du mir den Hintern versohlt und mir gesagt, ich sollte mit mehr Verstand an meine Arbeit herangehen.«

»Da warst du jung, das ist viele Jahre her. Du hast dich um deine Bücher gekümmert. Du warst besser, als man es für die Ladehöfe braucht, also bist du auch herausgekommen.«

»Nur deinetwegen, mein Bruder.«

»Ruh dich aus, Petride. Wir müssen uns beide ausruhen.«

Sie hatten nichts mehr gemeinsam, und der Grund, daß sie nichts gemeinsam hatten, war Anaxas' Güte und Großzügigkeit. Der ältere Bruder hatte dem jüngeren die Mittel zur Flucht geboten, die Mittel, über den hinauszuwachsen, der sie ihm geliefert hatte – bis sie nichts mehr gemeinsam hatten. Was diese Realität unerträglich machte, war, daß Anaxas der Starke diesen Abgrund, der zwischen ihnen lag, jetzt verstand. In Bitola und Banja Luka hatte er auch darauf bestanden, daß sie sich ausruhen, daß sie nicht redeten. Sobald sie einmal in Monfalcone die Grenze überschritten hatten, würden sie nur noch wenig Schlaf finden. In Italien würde es überhaupt keinen Schlaf geben.

Der Herrgott stellte sie auf die Probe.

In dem Schweigen, das zwischen ihnen lag, in der offenen Kabine, über sich den schwarzen Himmel, unter sich den dunklen Boden, um sich die Nacht, die das unablässige Zischen der Maschine in sich aufnahm, empfand Petride etwas Seltsames, so

als wäre alles Denken und alles Empfinden in ihm angehalten worden. Er dachte und empfand so, als untersuchte er die Empfindungen eines anderen aus der Ferne, von einem isolierten Punkt aus, als blickte er durch ein Mikroskop auf ihn hinunter. Und dann begann er über den Mann nachzudenken, dem er in den italienischen Alpen begegnen würde. Den Mann, der dem Xenope-Orden die komplizierten Transportpläne durch Norditalien beschafft hatte. Die sich ausdehnenden Kreise inmitten anderer Kreise, die unaufhaltsam über die Schweizer Grenze führten, dies auf eine Art, die sicherstellte, daß sie auch nicht die winzigste Spur hinterließen.

Savarone Fontini-Cristi hieß er. Sein Anwesen nannte sich Campo di Fiori. Die Ältestenpriester von Xenope sagten, die Fontini-Cristis seien die mächtigste Familie in ganz Italien nördlich von Venedig, möglicherweise sogar die Reichsten nördlich von Rom. Diese Macht und dieser Wohlstand wurden sicherlich von den siebenundzwanzig einzelnen Papieren bestätigt, die Petride in dem Lederbeutel trug, den er sich so sicher um die Brust geschnallt hatte. Wer, wenn nicht ein außergewöhnlich einflußreicher Mann, hätte sie liefern können? Und wie waren die Ältestenpriester an ihn herangetreten? Mit welchen Mitteln? Und warum bot ein Mann namens Fontini-Cristi, dessen Ursprünge sicher in die römische Kirche zurückführten, dem Xenope-Orden solche Unterstützung an?

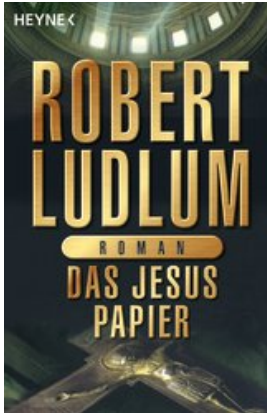
Die Antworten auf diese Fragen waren nicht seine Sache, aber dennoch brannten die Fragen. Er wußte, was in der eisernen Kassetten in dem dritten Güterwagen verschlossen lag. Es war mehr, als seine Priesterbrüder glaubten.

Viel mehr.

Ihm hatten es die Ältestenpriester gesagt, damit er verstehen konnte. *Das* war das Allerheiligste aller zwingenden Motive, die es ihm erlauben würden, ohne Zweifel oder Zögern ins Antlitz Gottes zu sehen. Und diese Bestätigung brauchte er.

Er griff unbewußt unter das grobe Hemd und betastete den Beutel, den er dort trug. Dort, wo die Riemen scheuerten, war seine Haut geschwollen und würden ohne Zweifel bald eine Infektion herbeiführen. Aber erst wenn die siebenundzwanzig Papiere ihren Zweck erfüllt hatten. Und dann hätte es nichts mehr zu sagen.

Plötzlich konnten sie einen knappen Kilometer entfernt auf dem nördlichen Gleis die *Ferrovia* von Venedig aus Triest erken-



Robert Ludlum

Das Jesus-Papier

Roman

Taschenbuch, Broschur, 432 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-43172-0

Heyne

Erscheinungstermin: Januar 2006

Eine gnadenlose Jagd durch die Jahrhunderte

Das Jesus-Papier erfüllt den Vatikan mit Schrecken. Mächtige Politiker versuchen mit allen Mitteln, an das hochbrisante Geheimdokument zu gelangen.



[Der Titel im Katalog](#)